Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Am Rheinfall [Fortsetzung]
Autor: Speck, Georges
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573868

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am Rheinfall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von **Georges Speck**, Schaffhauſen.

(Fortſetzung).

So ſtand Hamann eine Weile ruhig an einen Baum gelehnt. Es war ganz ſtill um ihn her. In der Ferne hörte man irgendwo das Knarren der Wagen, die nach dem Schloſſe zufuhren. Die Knechte lärmten, und die Mägde ſangen. Aber rings um ihn war es ſtill. Die Bäume ſtanden noch dicht, und die Blätter waren grün. Aber über Nacht, da konnte es anders werden. Es war ganz ſtill, eine durchdringende, myſtiſche Stille. Da knickten plötzlich ein paar Zweige. Es raſchelte irgendwo neben ihm. Man hörte ein leiſes Flüſtern. Dann war es wieder ſtill.

Er horchte und wollte weitergehen, da hörte er plötzlich ganz in der Nähe eine Frauenſtimme, die laut, mit halbem Weinen bettelte: „Nein nein, jetzt nicht! Gewiß nicht . . .“ Es war wieder ſtill. Da ſchrie die Frau plötzlich heftig, beinahe weinend: „Ich will nicht . . . Das iſt dumm!“

Das war Hiltas Stimme, Hamann erkannte ſie ganz genau. Er dachte plötzlich nicht mehr an die Lichtung. Für was hatte er ſeine kräftigen Glieder? Er faßte einen derben Aſt, der am Boden lag, und ging ſchnell, aber leiſe auf die Stimme zu, die wieder verſtummt war. Jetzt noch ein Buſch. Er bog die Zweige auseinander und ſchaute aufmerkſam nach vorn. Da ſah er die ſtämmige Hilta in den Armen des jungen Urſar. Sie wehrte ſich nicht mehr. Sie hatte ſogar die Arme um ihn geſchlungen und ſchien halb zu lachen.

Da war es Hamann, als ſchlage man ihm ins Geſicht. Das erſte, was er fühlte, war ein grenzenloſer Ekel, ein maßloſer Zorn. Dann wallte plötzlich etwas Heißes in ihm empor. Er fühlte, wie er in der Dämmerung errötete, während eine eherne Macht in ihm rief, als dröhne ein wuchtiger Hammer gegen den Ambos: „Tugend iſt das Höchſte!“ — Und er? . . . Und er? . . .

Hamann ſchlich leiſe zurück. Er warf den Aſt weit von ſich und lehnte an eine braune Eiche: „Tugend iſt das Gute, das der Menſch mit ehrlichem Herzen und Willen tut. Wenn man alles, was man als Böſes begreift oder empfindet, ſtandhaft verſchmäht. Aber man ſoll auch alles Gute, das uns begegnet, oft in einem häßlichen Mantel, das ſoll man zu begreifen ſuchen, die Blößen des Mantels mit chriſtlicher Liebe, mit Liebe, viel Liebe zudecken . . .“ So hatte er einſt der Herrin die Tugend erklärt. Und nun? Waren jene nicht zwei friſche, geſunde, natürliche Menſchenkinder? Waren ſie nicht gut in ihrer Art und auch ſoviel wie verheiratet? Aber er, er ſelbſt?

Nein, die Natur war gut und groß und ſchön. An ihr war nichts zu beſſern. Aber ſich ſelbſt mußte er beſſern. Und das, das wollte er tun . . .

Er ging tiefer zur Seite in den Wald hinein. Da war ein Schwarzdorngebüſch. Er riß mit blutenden Händen die Aeſte ab und band ſie mit Dornen zu einer ſtarken Rute zuſammen. Als er vor den Wald hinauskam, fühlte er das warme Blut über ſeine Hände tropfen. Er wiſchte ſie an einem Grasbüſchel ab und ging wieder dem Schloſſe zu.

Es war ſchon finſtere Nacht, als Hamann in den innern Hofraum trat, die Knechte ſtanden unter der Linde beiſammen, den Feierabend verplaudernd. Einige ſchnitzten Holz zu Spinnrocken. Die Mägde richteten vor einer langen Bank ihr Spinnzeug her für die langen Winterabende. Da mußte manche eine neue Kunkel haben. In der Ecke neben dem innern Tore war die Schmiede. Der Blasbalg ſchnurrte fröhlich, und goldene Funkenregen ſtoben in die Nacht hinaus. Der alte Rüeger ſtand an der Eſſe mit aufgekrempelten Aermeln und ſchaute prüfend in die helle Flamme. Jetzt riß er das weißglühende Eiſen heraus und ſchweißte es auf dem Ambos mit klingenden, wuchtigen Hammerſchlägen zu einer Pflugſchar zuſammen. Hamann hatte ſeine Rute in der Kutte verborgen. Er blieb bei der Schmiede ſtehen und ſah dem Treiben des Alten zu: „Pink — pink — pink . . . Kling — klang . . . Dibinki — dibanke — kling — klang . . .“ ſang fröhlich Ambos und Hammer zuſammen. Wie dieſer alte Mann tüchtig war und ſchaffte! Und er, der junge, tat nichts, gar nichts . . .

Der Hammer fiel klingend zur Seite. Der alte Rüeger ſchaute zufrieden auf ſein gelungenes Werk. Dann ſah er Hamann an, und in ſeinem vom Feuer geröteten Geſichte und in den treuen blauen Augen lag ein freudiger Schimmer. „Herr,“ begann er, „morgen reiten wir die neuen Felder ab . . . wenn Ihr mitkommen wollt!“

Hamann dachte plötzlich an die Herrin. Ja, er wollte ſie nicht mehr ſehen, jetzt nicht! Er wollte auf das weite Feld hinaus, in die freie Luft, da vergingen die müßigen Gedanken.

„Gewiß, ich komme gern mit,“ ſagte er freudig. Rüeger kratzte ſich vergnügt ſeinen grauen Bart, und als Hamann nach einem freundlichen „Gute Nacht“ dem Hauſe zuſchritt, ſah er ihm wohlgefällig nach.

Als Hamann die Turmſtiege hinaufkam, öffnete die Herrin die Türe ihrer Kammer. Sie ſchien auf ihn gewartet zu haben. Im Kamin praſſelte ein helles

Feuer, und eine brennende Kerze ſtand auf dem Tiſch, der gedeckt war. „Ihr kommt ſpät," begann ſie mit ſanfter, freundlicher Stimme. „Nun kommt zum Eſſen!"

Wie Hamann dieſe Stimme hörte, begann plötzlich ſein neuer Mut zu ſinken. Er konnte ſie nicht ſehen, jetzt nicht! Er faßte nach der Bruſt, da fühlte er die harte Dornenrute. „Ich . . . ich habe keinen Hunger, Herrin . . . Ich möchte ſchlafen gehen," ſagte er ſtockend, indem er auf die Seite blickte. Um die dunkeln Augen der Herrin legte ſich ein feuchter Flor. Sie ſenkte ihr ſchönes Antlitz. Dann trat ſie auf den finſtern Gang hinaus zu Hamann hin. Sie legte ihre warme, weiche Frauenhand auf ſeine Schulter und fühlte dabei, wie er zuſammenzuckte, und indem ſie ſich mühte, in ſein Geſicht zu blicken, ſagte ſie langſam und traurig: „Ihr ſeid ſo ſonderbar die letzte Zeit, Hamann! Warum das?"

„Ich weiß . . . von nichts," antwortete er müde und ſagte ſich, daß er log. „Gute Nacht . . ."

„Gute Nacht!" ſagte ſie traurig und ſchaute ihm nach, bis ſich die Türe ſeiner Kammer hinter ihm ſchloß — — — —

Hamann hatte die ganze Nacht gekämpft. Nun ſtand er am frühen Morgen unter dem Fenſter, das nach dem Strome hinausging. Er war blaß. Aber in ſeinen Adern kreiſte das wilde Blut nun gleichmäßig, und in ſeinen Gliedern fühlte er trotz der ſchlaflos durchwachten Nacht die alte Kraft. Der Morgen mochte daran ſchuld ſein. Der Fall donnerte mit gleichmäßiger Stärke immer dasſelbe Lied, ein Lied, das kräftig war und rein und groß, das Ruhe, eine ſtarke, ſtille Ruhe gab. Ueber dem Strom und in den Niederungen ſtiegen die dampfenden Nebel auf, krochen an den Uferweiden hin, hingen ſich loſe in die Wipfel der Waldbäume längs des Stromes und zerfloſſen plötzlich in der grauen friſchen Morgenluft. Von dem Waſſer herauf drang ein durchdringender Fiſchgeruch. Es mußte Regen kommen . . . Regen . . . Dann war das Land grau und trüb, die Blätter, die ſich ſchon färbten, fielen ab, und dann . . . ja dann . . .

Hamann wurde traurig zu Mute, als er an das „Dann" dachte. Da ſcholl aus dem Hofe herauf das Stampfen der Pferde. Er rüttelte ſich aus ſeinen trüben Gedanken empor und ging nach dem Hoffenſter zu. Unten ſtand der alte Rüeger. Er pfiff leiſe ein altes Reiterlied vor ſich hin und neſtelte an den zwei Pferden herum, die wiehernd die Köpfe mit den glänzenden Augen hoben und ſchnaubend den dampfenden warmen Atem aus den Nüſtern bliſen. Hamann trat auf ein Spind zu, nahm das blaue Samtbarett der Herrin heraus und ging in den Hof hinunter. Der alte Rüeger ſchaute freudig von ſeinen Pferden weg, der Türe zu, aus der Hamann herauskam. Dann führte er die Pferde vor. „Die alte Grete können wir nun ſtehen laſſen, Herr! Wißt Ihr noch?" ſagte er und lachte ein Lachen, das wie ein leiſes Dröhnen über den Hof ſcholl. Er meinte das alte Pferd, das Hamann geritten an jenem Tage, da ſie zum Maifeſte nach dem Nohl gingen. Hamann nickte lächelnd und ſchwang ſich in den Sattel des mutigen Braunen, über den der alte Rüeger eine ſchöngeſtickte Decke von der Herrin gebreitet hatte. Der Alte ſah ſchmunzelnd auf den jungen Reitersmann, der ſtolz und ſicher im Sattel ſaß, Roß und Mann wie aus einem Guß. Das Barett ſaß feſt auf den blonden Locken. Er trug ein braunes Samtwams, und die kräftig ſchlanken Schenkel ſteckten in ein paar derben Reiterhoſen; die hatte der alte Rüeger angeſchafft. „Reiten wir?" fragte Rüeger. „Wir reiten!" ſagte Hamann und grüßte zum Fenſter der Herrin hinauf, an dem Frau Barbara ſtand, noch warm vom Schlafe, aber mit blaſſem Geſicht und traurigen Augen, die nur flüchtig beim Gruße aufleuchteten.

Dann ſetzten ſich die Pferde in die Hacken und trabten friſch über die Höfe und zum Tore hinaus, daß die Funken ſtoben.

Sie ritten lange ſchweigend dahin. Dann und wann hoben die Pferde die Köpfe, ſchüttelten die Mähnen und wieherten fröhlich in die Morgenluft hinaus. Die Luft war friſch, ohne froſtig zu ſein. Der Himmel zeigte ein eintöniges Grau; nur hin und wieder drang durch einen Wolkenriß ein weißer Sonnenſtreifen. Sie ritten ſo nach Feuerthalen zu, ſchwenkten dann rechts ab und zogen in weitem Bogen am Waldſaume des Kohlfirſt hin, deſſen dichtes Grün ſich wie eine dunkle Dämmerung nach den fernen Höhen zog, wo in den finſtern Wipfeln der Tannen noch die Nebelfetzen hingen. An einer ſonnigen Hügellehne war ein Weinberg. Da wuchs der ſaure Schloßwein. Einzelne Trauben waren ſchon reif, und ein alter Schloßknecht ſtand mit einem Prügel bewaffnet hinter den Stöcken verborgen, um die Trauben zu hüten. Weiter vorn kamen wieder langgefurchte braune Ackerfelder. Manchmal hielt der alte Rüeger an, zeigte die nächſten Aecker, erklärte den Ertrag, die Größe und was darauf gebaut wurde. Manchmal auch kamen ſie an ein Feld, das gerade gepflügt wurde. Es war ein herrlicher Anblick, wenn ſo vom äußerſten Ende her ein Zweigeſpann von Pferden oder Ochſen langſam und bedächtig des Weges zog. Der Atem der Tiere dampfte in der friſchen Morgenluft, die Troßbuben ſchrieen und knallten mit den Peitſchen, während an den Holmen die Knechte mit ruhiger Kraft die Pflugſchar lenkten und lange, gerade Furchen zogen. Die aufgewühlte, feuchte Erde war braun, und die friſchen Furchen dufteten einen ſatten, angenehmen Geruch aus. Auch da hielt der alte Rüeger, unterwies die Knechte und ſagte dem Sämann Beſcheid.

Es ging gegen Mittag, als ſie im Bogen um das Dorf Dachſen ritten, dem Schloſſe zu. Man ſah in der Ferne ſchon die Türme von Laufen, da hielt der alte Rüeger, der lange Zeit ſtumm zur Seite geritten und nur manchmal mit einem merklichen Räuſpern auf Hamann geſchaut hatte, plötzlich ſein Pferd vor einem breiten Stoppelfelde an.

Er räuſperte ſich nochmals ſtark und drückte mit den Schenkeln ſein Pferd, bis daß es anfing zu jucken. Auch Hamann hielt ſein Pferd an und ſah fragend auf den Alten, der plötzlich begann:

„Sitzt Ihr noch gut im Sattel, Herr?"

„Gewiß," erwiderte dieſer, verwundert über die Frage.

„Ihr ſitzt gut, ja, ſitzt wie ein rechter Reitersmann!" fuhr jener beſtätigend fort. „Jaha . . . Ein Reitersmann . . ." Er ſah Hamann mit ſeinen treuen Blauaugen bittend an. „Sagt, Herr," begann er wieder nach einer kleinen Pauſe, „ſagt, Herr. . ." Er wurde

unſicher, klopfte in der Verlegenheit ſeinem Pferde auf den Nacken mit einem freundlichen: „Hoho . . . hoo!“ Dann fuhr er plötzlich herum, ſchaute aber in das Feld hinein, irgendwohin und ſagte entſchloſſen: „Tja . . . Seht, Herr, Ihr taugt nicht für ein Mönchlein. Nein! Werdet ein Reitersmann! Was ſagt Ihr, Herr?“

Hamann hatte gar nichts geſagt und ſah auch jetzt noch den Alten, der ihm mit ſtarrem Mute in die Augen blickte, verwundert, erſchrocken an. Er hatte in den letzten Nächten ſelbſt daran gedacht. Aber der Gedanke war ihm unangenehm, und er fürchtete ſich, ihn zu verfolgen. Er dachte nun plötzlich an die Herrin. Und während er erſchrocken auf die nahen Türme von Laufen ſchaute, ſtieg in ſeinem Innern mit einer großen Deutlichkeit das Kloſter auf. Ja, dort war auch Sonnenſchein, hinten, im großen Obſtgarten am Rhein. Aber es war nicht der Sonnenſchein, der auf Schloß Laufen war, und die Luft war dort dumpf und ſchwer, von Weihrauch geſchwängert. Es war dort ſtill, ſo ſchattenſtill. Man hörte nur den ernſten Geſang der Mönche oder den leiſe huſchenden Schritt eines Bruders. Es gab dort keine freie Natur, und . . . und die Herrin . . . ſie war nicht dort.

Er ſchrak auf und ſchaute verzweifelt, hilflos auf den alten Rüeger. Der glaubte, er fürchte ſich vor der Ungeheuerlichkeit der Sache, und fuhr tröſtend fort, mit überzeugender Stimme ſeinen Plan zu entwickeln. Er lobte, ſchimpfte, murmelte freundlich und geriet ſchließlich in eine wahre Begeiſterung hinein, da er endlich dem Luft machen konnte, was er ſeit Wochen gedacht und was ihn ſchon den ganzen Morgen gedrückt hatte.

„Die Sache, Herr, iſt nicht ſo ſchlimm!“ rief er, indem er, ganz gegen ſeine Gewohnheit, mit den Händen in der Luft herumfuhr, beweiſend, verſichernd und alle Hinderniſſe mit einer weiten Armbewegung vernichtend. „Ihr ſeid ein Reiter, jaha! Und ein Edelmann ſeid Ihr. Euer guter, alter Name wird Euch Empfehlungsbriefe verſchaffen. Dann geht Ihr mit einem genueſiſchen Schiffe über Rhodus nach dem heiligen Lande. Dort findet ſich immer ein Schwertpate. Der Guardian wird Euch abſolvieren. Man ſchlägt Euch zum Ritter. Dem frommen Bruder Tresler gebt Ihr zehn Dukaten und kehrt zurück als ein ruhmvoller, echter ‚Ritter vom heiligen Grabe‘! Und dann kommt Ihr zurück, Herr, zu uns! Da iſt es ſchön, und da ſollt Ihr bleiben! Die Herrin . . . die Herrin . . .“

Weiter kam er nicht. Hamann, der längſt mit gequälter Miene zugehört, ſtreckte plötzlich ſeine Arme aus, voll Angſt. Dann gab er ſeinem Pferde die Ferſen zu ſpüren und ſauſte davon in wildem Jagen, dem Schloſſe zu. Der alte Rüeger brummte beſtürzt; dann rannte ſein Pferd dem andern nach, und ſo ritten beide wie toll in die Höfe hinein. Hamann ſprang ab und lief auf ſeine Kammer, wo er ſich wie gebrochen auf ſein Bett fallen ließ. Er verweigerte jede Nahrung und blieb den ganzen Nachmittag in dumpfes Brüten verſunken auf ſeiner Kammer.

Der Tag verging, und er war noch zu keinem Ziele gekommen. Und dann kam die Dämmerung, die Nacht.

Ja, die Nacht war lang, und die ganze Nacht hindurch donnerte der Strom, immer . . . immer . . . Er ſang ſeine alte Melodie, die Hamann lieb geworden war wie ein bekanntes Lied. Und er lag mit großen, brennenden Augen auf ſeinem Bette und dachte an das, was Rüeger geſagt.

Als es gegen Morgen ging, wurde die Luft kalt und froſtig. Es nebelte draußen ſo ſtark, daß man nichts mehr ſah wie eine graue Unendlichkeit. Aber der Fall ſang ſtetig ſein altes Lied. Hamann wurde müde und ihn fror. Das Donnern des Falles ſchläferte ihn ein und verſetzte ihn in einen halbwachen Traumzuſtand. Da war eine lange, weiße Straße. Sie war ſo lang, daß man gar kein Ende ſah. Er ſchaute ſich ſelbſt auf einem Klepper, der nicht von der Stelle kam, ſo ſehr er ihn auch antrieb. Er war nahe daran zu verzweifeln und ſchaute hilfeſuchend umher. Aber die Straße weitete ſich plötzlich, und die Wegränder zerfloſſen irgendwo in einer nebelhaften Ferne, daß es ſchien, als ſei die ganze Welt nur eine weiße Straße. Der Klepper bewegte ſich nun plötzlich. Mit einer unheimlichen Schnelligkeit flog er dahin, und doch war es wieder, als bleibe er ſtehen. In der Höhe ſah man ein luftiges Nichts, das wie ein heller Sommerhimmel flimmerte und flirrte, und doch hörte man ein ſtarkes Donnern, wie vor einem Gewitter. Hamann riß weit die Augen auf. Das war der Fall. „Nein!“ ſchrie er und verſuchte ſich aufzurichten. Aber er war ſo müde, daß er wieder zurückſank. Er horchte in die ſchweigende Nacht hinaus, in der die Nebel ſtiegen, froſtig und grau. Und der Fall donnerte immer . . . immer. Er horchte ſo auf das Donnern und mühte ſich, nichts zu denken. Es war ja ſchön ſo! Der müde Körper lag auf dem Bette, und der Strom ſang ein ſtarkes Lied, das ſtark und geſund machte.

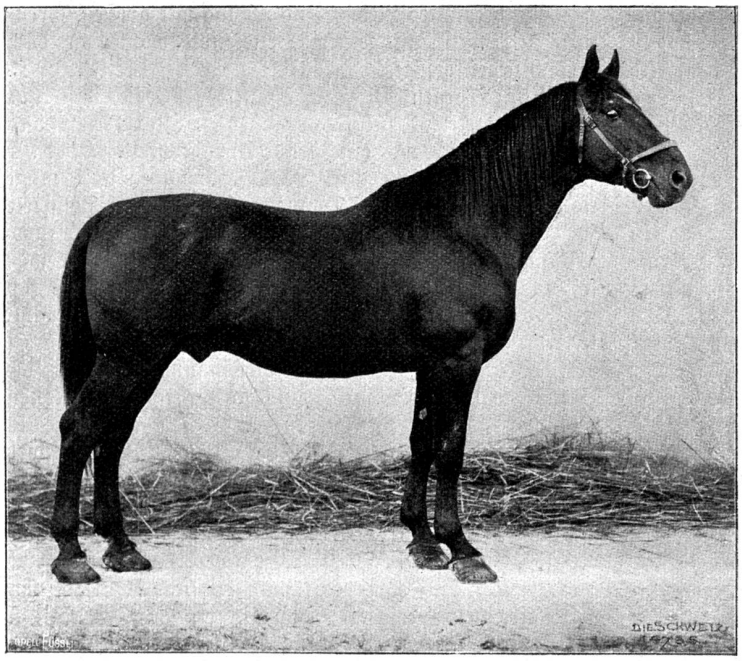
Der Fall donnerte . . .

Dann hörte es plötzlich auf. Da war wieder die große, weiße Straße. Aber weit vorn lag ein blauer Fleck, und der Klepper war verſchwunden. Der blaue Fleck wurde immer größer, langſam, wie ein Tropfen Oel auf dem Papier. Er wurde ſchließlich ſo groß, daß er die Straße und alles verſchlang. Das war das blaue Meer. Ganz in Hamanns Nähe plätſcherte etwas Weißes. Er dachte, es müſſe die Herrin ſein, und ſuchte, dahin zu kommen. Und wirklich ſah er ihr Geſicht, ganz nah und deutlich; aber der Leib war verſchwunden. Er ſah nur das Geſicht, das weiß war wie das einer Geſtorbenen. Es lag ein ſtarrer, weher Zug darauf, und die toten Augen ſchauten ihn traurig und vorwurfsvoll an. Und ihm wurde ſo ſonderbar, ſo angſt. Seine Glieder erſtarrten, und er ſchien ſelbſt zu ſterben. Da klang wieder der Donner, ſtark und laut.

Er fuhr empor. Seine Glieder waren erſtarrt; aber ſein Kopf glühte. Er ſchleppte ſich zum Fenſter hin und ſah in die wogenden Nebel hinaus. Die Nacht war ganz ſtill. Nur der Fall rief, brüllte, wie ein treuer Gefährte im Kampf. Elend an Leib und Seele lag er unter dem Fenſter und horchte auf das Donnern des Falles, bis der graue Herbſtmorgen trübe heraufdämmerte.

Vom Hofe herauf drang der Lärm der zur Arbeit ziehenden Knechte und das Lachen der Mägde, die am Brunnen Waſſer ſchöpften.

Dann wurde es wieder ſtill. Eine geraume Zeit verging. Aus der Kammer der Herrin drang manchmal



„Gisors“ (Anglo-Normand).

ein Geräusch. Die Türe mußte offen sein; man hörte deutlich, wie sie unruhig auf- und niederschritt. Plötzlich wurde an Hamanns Türe geklopft, leise und zaghaft, und die Herrin rief mit dunkler, zitternder Stimme: „Hamann, das Frühstück ist fertig! So kommt doch!“

Hamann war nahe daran gewesen, vor Mattigkeit einzuschlafen. Nun fuhr er zusammen. Nein, jetzt konnte er sie nicht sehen. Später, ja später . . . „Entschuldigt, Herrin; aber mir ist nicht gut. Ich habe auch gar keinen Hunger. Später, ja später . . .“ stammelte er. Vor der Türe klang ein sonderbarer Laut; man wußte nicht, was es war. Es blieb eine Weile still. Dann ging die Herrin langsam in ihre Kammer zurück.

Um neun Uhr kam die Sonne hervor. Die Nebel schwanden, und die Luft wurde wärmer. Es wollte ein schöner Tag werden.

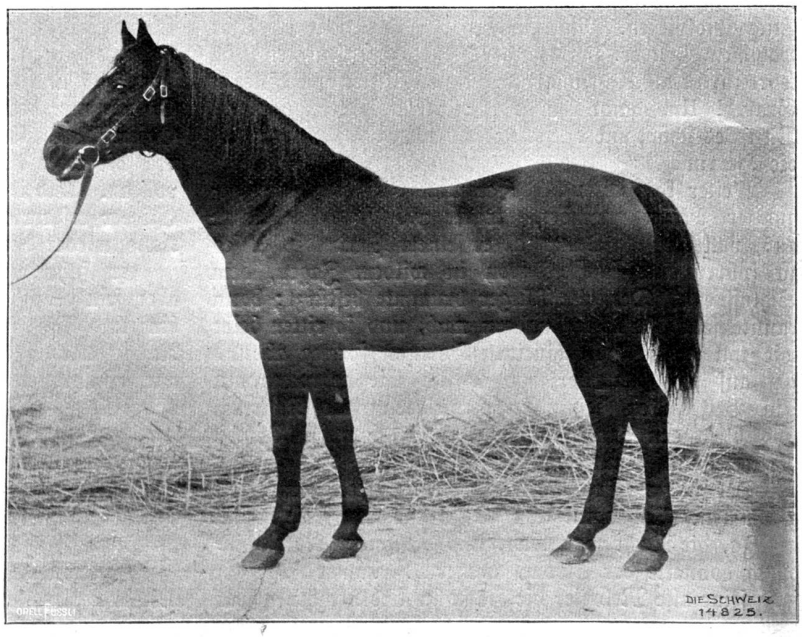
Die helle Sonne machte fröhlich, verdrängte die Nebel und die traurigen Gedanken. Auch Hamann empfand etwas wie Hoffnung, eine unbestimmte Hoffnung auf irgendetwas. Er träumte sich unwillkürlich in den Gedanken hinein, ein Ritter zu sein, auf mutigem Rosse in die freie Natur hineinzureiten und frisch und frei zu leben. Er dachte nochmals über alles nach, was gestern der alte Rüeger gesagt, und es schien ihm auf einmal nicht mehr so schwer zu sein. Es dachte sich so schön und gut in der warmen Sonne, und er spann den Gedanken immer weiter. Ja, es war schön, ein freier Edelmann zu sein. Und später, ja . . . die Herrin . . . vielleicht . . .

(Fortsetzung folgt).

Zu unsern Tierbildern.

II *).

Mit der Pferdezucht hatte unser Land nicht das gleiche Glück wie mit der Rindviehzucht. Wer zwar auf die Lobredner vergangener Zeiten hören wollte, könnte meinen, was Wunders unsere frühern Freiberger-, Erlenbacher- und Einsiedlerpferde gewesen seien. Leider stimmt dies Loblied nicht mit der Tatsache, daß man schon vor Jahrhunderten bis in die neueste Zeit mit Kosten und Mühen Hengste von weither, z. B. aus Spanien und Friesland, geholt hat, in der Absicht, damit die einheimischen Pferdeschläge zu verbessern. Es stimmt auch nicht mit den amtlichen Berichten der Oberbefehlshaber über verschiedene Armeeaufgebote, mit den Berichten und Erinnerungen älterer vorurteilsfreier Fachmänner und noch weniger mit den Ergebnissen der schweizerischen Pferdeausstellung zu Aarau im Jahre 1865, die so unbefriedigend waren, daß der Bund sich genötigt sah, zur Wahrung seiner Wehrkraft einzugreifen. Es scheinen damals so wenige entsprechende Tiere vorhanden gewesen zu sein, daß niemand die Verbesserung des Pferdebestandes durch Zuchtwahl (Selektion) in den einzelnen Schlägen vorzuschlagen oder zu empfehlen wagte, obwohl einzig auf die-



„Lister“ (Anglo-Normand).

*) Indem wir auf diesen Seiten eine Reihe von inländischen Zuchthengsten im Bilde vorführen, bieten wir unsern Lesern den zweiten Teil der Publikation, die wir in Heft XX des letzten Jahrganges (S. 469 ff.) mit Wiedergabe von Zuchttieren der Braun- und der Fleckviehrasse eröffnet haben.

A. d. R.